

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 33 (1957-1958)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Sind die Araber anders als wir?  
**Autor:** Stähelin, Walter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1073558>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Sind die Araber anders als wir?

VON WALTER STÄHELIN

**Mektoub = So steht es geschrieben**

**E**s ist einfältig und unanständig, über fremde Sitten zu lachen, nur weil man sie nicht versteht. Geradezu niederträchtig ist es aber, sich über Betende einer andern Religionsgemeinschaft lustig zu machen. Und doch habe ich diese Schuld auf mich geladen. Das kam so:

Ich trieb mich in den Grenzgebieten des südlichen Sudans und des Belgischen Kongos herum und wollte nordwärts nach Khartoum fahren. Das ist schneller beschlossen als getan. Keine einzige Eisenbahn oder Autopiste führt durch diesen trostlosesten Gürtel der Sahara. Die Flugzeuge sind auf Wochen hinaus besetzt. Also blieb mir nur der Wasserweg offen,

nämlich der Nil, der in dieser Region eigentlich noch Bahr El Gjebel heißt. Eine Woche benötigt man für eine solche Reise stromabwärts mit dem Nildampfer. Dampfer ist zwar eine viel zu simple Bezeichnung für dieses Sammelsurium von fest aneinandergeketteten Vehikeln. Da sind als Grundstock der Komposition zwei etwas ungleiche alte Dämpferlein nebeneinander, auf denen sich Kapitän, Steuermann und Erstklasspassagiere befinden. Rechts daneben ist noch ein Tanker angebunden, auf dessen flachem Stahlrücken die Mannschaft ihre Freizeit verbringt. Vorne sind die niedrigen kleinen Schiffe der Zweitklasspassagiere angebunden, die sich – wie übrigens die Mannschaft auch – ausschließlich aus einheimischen Nubiern zusammensetzen, einer islamisierten und stark arabisierten Negerrasse.

Zwischen den einzelnen Schiffen ist kein Spielraum vorhanden. Sie sind auf Gedeih und Verderb zusammengekoppelt. So scheint es wenigstens, doch schon am ersten Tage erfuhr ich, daß dies nicht so ganz stimmt. Die Fahrt ging in sonderbarem Zickzackkurs durch den breiten Strom, denn Kapitän und Steuermann hatten einen großen Respekt vor den Sandbänken und schwimmenden Grasinseeln. Aber das Unheil ließ sich nicht vermeiden. Wir fuhren auf, die Schiffe wurden mühsam auseinandergebunden und einzeln auf umständliche Art mit einer Drahtseilwinde befreit. Das alles dauerte fünf Stunden. Es war die erste, aber nicht die letzte «Havarie» dieser Art während der Reise.

Obwohl ich kein Neuling in islamischen Gegenden war, wunderte ich mich bei diesem Anlaß doch von neuem über die gelassene Gleichgültigkeit dieser Moslems – vom Kapitän bis hinunter zum Schiffsjungen – gegenüber solchen Widerwärtigkeiten. Mit einer für uns Europäer geradezu aufreizenden Langsamkeit machten sie sich ans Werk, als habe sich gar nichts Ungewöhnliches ereignet. Nicht einmal der sudanesishe Major unter den Passagieren, der mir so schneidig und aufgeschlossen vorkam und der mir schon im ersten Gespräch gesagt hatte, er verdanke das Gefühl der Pünktlichkeit dem westlichen Einfluß, nicht einmal er rümpfte die Nase, als wir auffuhren, oder tadelte die Haltung der Mannschaft. Er meinte, wie alle andern auch: «Mektoub!», das heißt zu deutsch: «So steht es geschrieben», nämlich im Ratschluß Allahs, dem man sich eben zu fügen hat. Dann fuhr er fort: «Sie em-

pören sich? Mich empört es im Gegenteil, wenn sonst fromme britische Offiziere zu fluchen beginnen, sobald auch nur ein Maschinen-gewehr eine Ladestörung aufweist. Allein schon Aufregung und Schimpfen ist in einem solchen Falle auf Grund unserer Religion eine Lästung und Auflehnung gegen Allah.»

Da wagte ich ihm gegenüber immerhin den Einwand, daß dieser mohammedanische Fatalismus die Trägheit und die Nachlässigkeit geradezu fördere, indem man sich jedesmal ganz einfach hinter Allah verschanzen könne. Da nickte er immerhin ein wenig mit dem Kopf, um dann fortzufahren: «Ich bin kein Gelehrter und kann Ihnen nur sagen, daß unter den berühmtesten Schriftkundigen des Islams die Meinungen darüber auseinandergehen, inwiefern wir durch eigenen Willen das Schicksal mitbestimmen können, und inwiefern es uns durch die Prädestination vorgezeichnet ist. Ich selber bin Anhänger einer modernen Richtung und stimme mit Ihnen darin überein, daß mit dem Fatalismus viel Schindluder getrieben wird. Sie haben recht. Er ist daran schuld, wenn in unsern Ländern die Initiative zu schöpferischem Tun fehlt und wenn alles beim alten bleibt, selbst dort, wo sich Reformen aufdrängen. Aber ihr Christen geht zu weit. Ihr hadert mit Gott, und das kann nie von Gutem sein. Es gibt einen Mittelweg, der im praktischen Leben nie schwer zu finden ist.

Mein Vater war Karawanenführer. Obwohl er keine Schulbildung besaß, hatte er viel gesunden Menschenverstand. Als er bemerkte, daß mich, den halbwüchsigen Sohn, das Problem der Vorherbestimmung plagte, meinte er: ‚Handle nach meinem Ratschlag. Zuerst binde das Kamel fest an den Baum, dann versichere dich, daß der Strick hält, und erst dann vertraue es der Allmacht Gottes an.‘»

Islam heißt «Unterwerfung» – unbedingte Unterwerfung unter den Willen Gottes. Dies kann zu einem mißbräuchlichen Fatalismus führen, aber das ist bloß die Kehrseite der Medaille. Ist nicht der Zweifel die Dornenkrone unserer Christenheit geworden? Zernagt er nicht den Glauben und die Moral? Zersetzt er nicht das Familienleben bis in den Alltag hinein? Für den Moslem gibt es keinen Zweifel. Mürrische Unzufriedenheit, Schimpfen, Mißgunst gegenüber dem glücklicheren Nachbarn, Tratsch und Klatsch sind in der mohammedanischen Gemeinschaft viel weniger anzutreffen als bei uns. Natürlich gibt es unter den Mos-

lems ebenso wie bei uns schlechte Menschen, böse Buben und liederliche Mädchen. Aber man sehe sich doch einmal dieses viel weniger verkrampfte und viel unproblematischere Familienleben hier an!

Auch das ist allerdings schneller gesagt als getan, denn bei den Moslems spielt sich das Familienleben in strenger Abgeschlossenheit von der Außenwelt im Innenhof des Hauses ab, der vor fremden Blicken durch hohe und fensterlose Mauern abgedichtet ist. Und wenn schon ein Fremder das Haus betreten darf, so flüchten sich die Frauen und die Kinder vor ihm in die hintersten Gemächer.

Diese sudanesischen Familien auf den vorne angebundenen Zweitklass-Schiffen konnten sich nun freilich nicht in den engen und dunklen Kabinen einschließen, und das gab mir die einzigartige Gelegenheit, ihr Leben und Treiben auf Deck gemütlich vom Liegestuhl aus tagelang betrachten zu können. Warum fahren sie überhaupt den Nil hinunter? Ich ließ mich belehren, daß die Väter kleine Beamte seien – Aufseher in Regierungsgebäuden, Marktkontrollure usw. –, die in irgendeine andere Stadt versetzt werden. Wir haben es also nicht mit den untersten Schichten zu tun, wenngleich bei weitem nicht alle diese Männer lesen und schreiben können und sämtliche Frauen Analphabeten sind.

Die Kinder waren lärmig und übermütig, aber die Eltern ließen sich nicht aus der Ruhe bringen. Sie tadelten und warnten eindringlich, aber ohne Nervosität und strafte, wenn alles nichts nützte, mit nicht allzu harter Hand. Stritten sich Kinder, so schlichteten sie mit einer beinahe schon majestätischen Erhabenheit. Sprachen die Erwachsenen miteinander, so hatten sich die Kinder fernzuhalten. Jede Familie hatte irgendein Kochgeschirr, denn in der zweiten Klasse mußten die Passagiere selber für ihre Mahlzeiten sorgen. Beim Essen hatten die Kinder eisern zu schweigen. Der Respekt vor den Eltern ist die Grundlage des Familienlebens. Trotzdem hängen Eltern und Kinder mit herzhafter Liebe aneinander.



### Das komische Gebet

Doch unvermittelt befinde ich mich wieder in dem Garten Allahs mit seinen undurchdringlichen Mysterien. Da breiten die Matrosen auf

dem Tanker ihre Gebetsteppiche aus, genau nach Mekka ausgerichtet, wie es der Koran vorschreibt. Sie fallen in die Knie, beugen sich zu Boden, erheben sich, um wieder niederzusinken und ständig laut zu psalmisieren, wobei auch der Fremde immer wieder das Wort «Allah» heraushört. Wir bewundern immer gerne dieses öffentliche Bekenntnis zu Gott, aber ich möchte hier immerhin auf Unterschiede aufmerksam machen, die oft übersehen werden. Der Moslem ist nach dem Koran gehalten, zu ganz bestimmten Zeiten und nach ganz bestimmtem Rhythmus seine Gebets-handlung vorzunehmen, bei der er einige Suren (Verse) aus dem Koran aufsagt. Es handelt sich dabei durchaus nicht um ein Gebet in unserem Sinne, sondern vielmehr um ein Zeremoniell der Unterwerfung der Gläubigen, also mehr um eine formale Pflichterfüllung. Das Gebet ist für den Moslem keine Zwiesprache mit Gott und keine Anrufung der Güte des Allmächtigen. Allah ist so unerreichbar und groß, daß solche «Annäherungsversuche» an ihn nach dem Empfinden eines strengen Moslems bereits eine Gotteslästerung bedeuten. Wir beten, wenn wir das Bedürfnis danach haben, und wir bevorzugen hierfür das stille Kämmerlein oder sonst einen Ort, wo wir uns innerlich sammeln können. Das alles hat der Moslem nicht nötig, weil sein Gebet nichts Individuelles hat, sondern die Verrichtung einer fortwährend gleichbleibenden Pflicht darstellt.

Als sich am dritten Tage unserer Nilfahrt die Matrosen beim Sonnenuntergang wiederum zum Gebet anschickten, bemerkte ich unter ihnen eine gewisse Unsicherheit und Nervosität. Ich fand den Grund hierfür indessen schnell heraus. Unsere Schiffskomposition vollführte wegen den Sandbänken und Grasinseln wahre Schneckenmärsche und schien sich manchmal ganz im Kreise zu drehen. Wie soll man da angesichts der ständigen Kursänderung den Gebetsteppich gen Mekka ausbreiten können? Und so sahen sich diese bedauernswerten Gläubigen gezwungen, zwischen ihren Exerzitien immer wieder hastig den Teppich nach links und rechts zu verschieben, um ihm die korrekte Gebetsrichtung zu geben. Das sah nun so überwältigend komisch aus, daß ich mich plötzlich ganz vergaß und unverfroren zu lachen begann.

Plötzlich durchzuckte es mich. Ich glaube, so muß ungefähr ein Elektroschock wirken. Es kam mir zum Bewußtsein, daß ich Betende

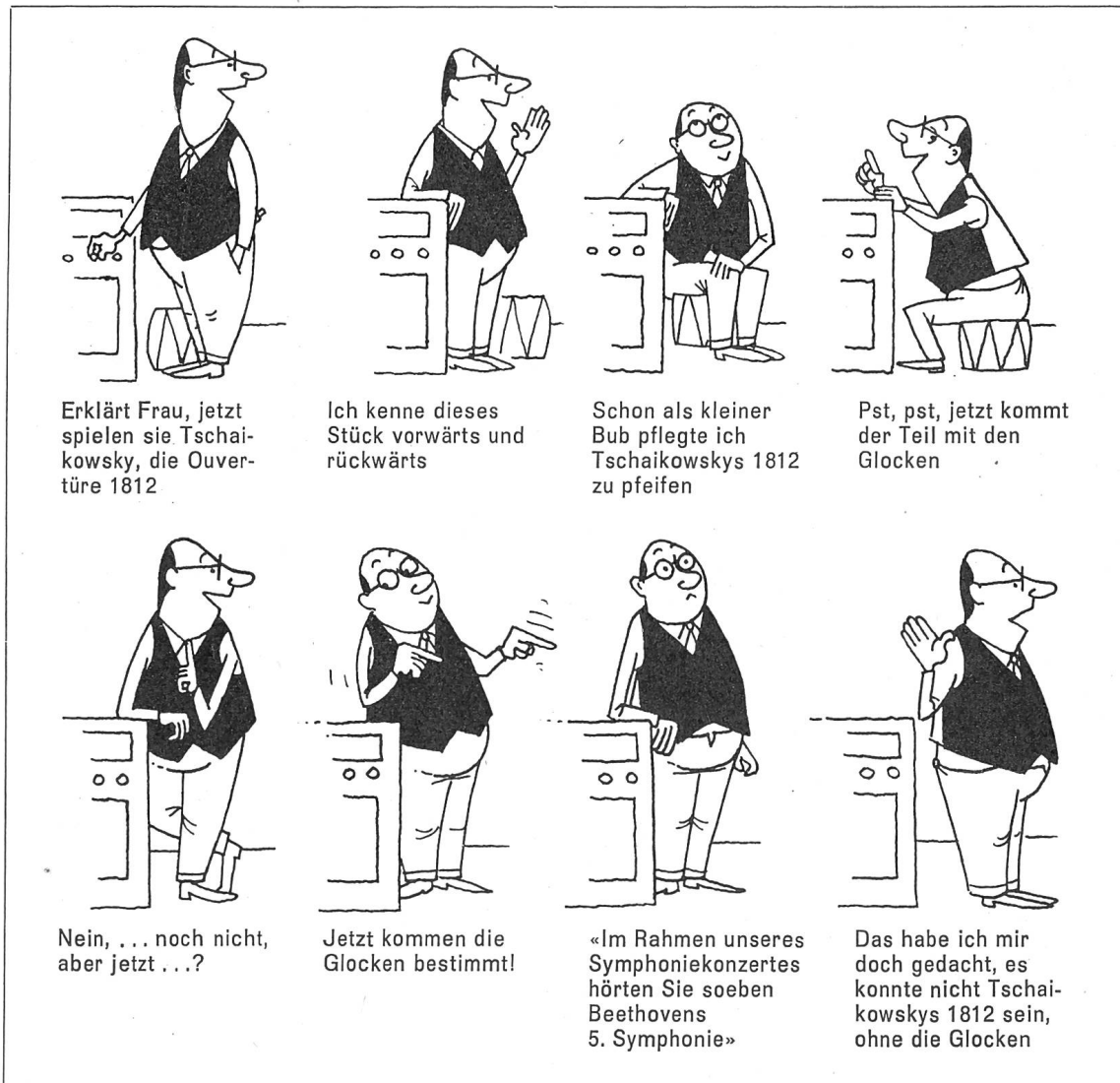


auslachte. Voll Entsetzen schaute ich zum Major, der offenbar in der Kabine sein Gebet bereits verrichtet hatte und eben erst sich neben mich gesellte. Da fiel mir ein Stein vom Herzen, denn auch er lachte, und zwar soldatisch rau und offen! Trotzdem hielt ich es für geboten, mich bei ihm zu entschuldigen, denn schließlich hätte ich mir als Christ mehr Takt auferlegen sollen. Da gab er mir in seinem derben Englisch, das unverkennbar aus der «Armeeküche» stammte, eine saftige Antwort:

«What beast you are!» (Was sind Sie für eine Bestie!). Er freute sich sichtlich an diesem Kraftausdruck und fuhr fort: «Ich sollte Sie eigentlich den Krokodilen vorwerfen, aber ich nehme zu Ihren Gunsten an, daß Sie – wie ich – nicht die religiösen Sitten verlachen wollten. Warum dürfen wir denn nicht über die armen Menschenkinder lachen, über dieses Gewürm, das sich vor Allah im Staube wälzt und in seiner Unbeholfenheit nicht einmal mehr die Orientierung findet?»

## Der kleine Familienfilm

von Hans Moser



Ich fragte nun den Major, warum man eigentlich nie betende Frauen sehe, worauf er frohgelaunt meinte: «Das wäre ja noch komischer! Da müßte man zuerst einmal die Mode ändern, denn in diesen Gewändern könnten doch die Frauen gar nicht mehr mitkommen. Bei uns im Sudan beten die Frauen überhaupt nicht, und anderswo bloß im Versteckten. In die Moscheen sind sie nirgends zugelassen. Als ich einmal einem britischen Dienstkameraden erklärte, der Islam sei eine männliche Religion, antwortete er mir, das Christentum sei eine weibliche Religion, weil in England die Frauen fünfmal mehr beten als die Männer und dreimal mehr Frauen in die Kirche gingen. Ich weiß es nicht. Es interessiert mich auch nicht. Wenn ich zum Beispiel einmal in die Schweiz käme, so würde ich nicht eure Kirchen untersuchen, sondern an einem Schützenmatch teilnehmen. Ich weiß, daß die Schweizer das Schießen lieben. Erzählen Sie mir lieber, wie es an einem schweizerischen Wetschießen zugeht!»

Das war mir auch weit angenehmer. Ich mußte dem Major in allen Einzelheiten zuerst einmal die Match-Bedingungen aufzählen, dann die üblichen Preise beschreiben und dann das Schützenfest ausmalen, das sich dann anschließt. Die liebevollen Kleinigkeiten bereiteten ihm offenbar den größten Genuß, so das Bier und die Cervelats auf dem Kartondeckel mit dem Brot und dem Senf. Er schwelgte zuletzt in der Vorstellung, auch einmal dabei sein zu dürfen.

«Aber das Bier?» warf ich ein, denn die Moslems dürfen doch keinen Alkohol trinken.

«Bier ist kein Alkohol!» erwiderte er so autoritär, daß kein Widerspruch denkbar war. Tatsächlich kenne ich zahlreiche Moslems, die das Bier als erlaubtes Getränk betrachten. Es gibt aber auch solche, die «manchmal ein Glas Wein» als keine Sünde gelten lassen wollen. Und schließlich seien noch die Heuchler erwähnt, die herausgefunden haben, man dürfe sogar Schnaps trinken, wenn man sich ganz unter Freunden befinde. Versucht man indessen, dem Koran keinen Zwang anzutun, so muß man sagen, daß sogar das Biertrinken bereits eine Sünde ist. Ich selber bin nicht Abstinenter, aber ich habe die Verheerungen gesehen, die der Alkohol unter den nichtmohammedanischen Eingeborenen Afrikas anrichtet, und darum halte ich es für einen Segen, wenn sich die Moslems streng an ihr Gesetz halten, so-

fern es sittlich hochstehend ist. Leider aber sind viele Moslems heute geneigt, gerade in der Alkoholfrage einen «neuzeitlichen» Standpunkt einzunehmen, während es wünschenswerter wäre, wenn sie in der Frauenfrage weniger eng denken und sich vor überholten Vorstellungen befreien würden, die genau besehen dem Geist des Korans gar nicht entsprechen.



### Bei den modernen «Töchtern des Nils»

Warum tragen die Frauen im Orient einen Schleier? Diese Frage wollte mir Madame Scharaoui in ihrem herrlichen Patrizierhaus der Altstadt von Kairo eingehend beantworten, wo sie mich mit aromatischem Tee und orientalischen Süßigkeiten bewirtete. Sie muß es ja wissen, denn auf ihre Initiative geht es in erster Linie zurück, daß die ägyptischen Frauen heute ohne Schleier herumspazieren. Als Gattin eines hochgestellten Paschas wurde sie einmal nach dem Ersten Weltkrieg in Alexandria bei ihrer Rückkehr aus Europa von zahlreichen Würdenträgern des Königs Fuad empfangen. Dabei riß sie sich auf dem Landungsteg den Schleier vom Gesicht und warf ihn ins Meer. Das war ein unerhörter Skandal! Sie ließ sich aber keineswegs entmutigen, sondern gründete die «Union Féministe», die nun seit 35 Jahren einen erbitterten Kampf für die Emanzipation der Frau in den islamischen Ländern führt. In den ersten Jahren dieser Bewegung kam es öfters vor, daß die Anhängerinnen der streitbaren Madame Scharaoui geschlossen vor den Regierungsgebäuden aufmarschierten, um dort die Schleier zu zerreißen oder gar zu verbrennen. Heute ist dies in Kairo oder Alexandria – wie gesagt – nicht mehr nötig. Zu ihrem Leidwesen hat aber die «Entschleierung des Orients» in den übrigen Staaten Nordafrikas noch nicht eingesetzt, obwohl «dieser Umhang im modernen Leben nachgerade lächerlich wird», wie sie sich ausdrückte. Tatsächlich ratterte erst dieser Tage eine Frau in Algier auf dem Motorrad an mir vorbei – und zwar mit fliegendem Schleier!

«Der Schleier ist eine christliche Erfindung!», erklärte mir Madame Scharaoui, um sich alsogleich mit diebischem Lächeln an meiner «verdutzten» Miene zu weiden. Dann entwickelte sie folgende Theorie: Der Schleier war zur Zeit Mohammeds in den arabischen

Landen unbekannt. Er stammt aus dem christlichen Byzanz, wo ihn die besseren Damen trugen, um sich vor den Sklavenmädchen zu unterscheiden und sich vor «Anrempeleien» zu schützen. Das war verständlich in einer Zeit, wo die Frau rechtlos war und von jedem Fremdling als Freiwild betrachtet wurde. Es ist bezeichnend, daß die Beduinenfrauen auf dem Lande, wo sich jedermann kennt, noch nie Schleier getragen haben und sich höchstens dann verschleiern, wenn sie in die Stadt gehen. Wenn nun die islamischen Frauen in den Städten diese christliche Sitte übernahmen, so geschah es also aus einem Schamgefühl heraus, das für die damaligen Zeiten wohl berechtigt war. Ein altes arabisches Sprichwort lautet: «Der Baum lebt nur so lange wie die Rinde und der Mensch nur so lange, als er Scham empfindet.» Dem fügte Madame Scharaoui aber gleich hinzu: «Das ist trefflich gesagt, aber die besten Sitten können dumm werden, wenn man sie den veränderten Umständen nicht anpassen will.»

Dann fuhr die Gründerin der «Union Féministe» fort: «Sie wissen ja, daß der Koran nicht nur eine Religion verkündet, sondern auch ein Sittenkodex und ein Rechtsbuch ist. Und so war es zum Beispiel ein großer Fortschritt für die damalige Zeit, als Mohammed die Vielweiberei einschränkte und vorschrieb, daß ein Mann höchstens vier Frauen nehmen solle, für die er aber in vollem Umfang aufkommen müsse. Den Fehler beging man nachher, als man dieses Gebot versteinern wollte. Man muß den Koran als einen Wegweiser betrachten und aus seinem Text sinngemäß entnehmen, daß der Prophet auch die eingeschränkte Vielweiberei als ein notwendiges Übel betrachtete, das mit der Zeit zu verschwinden hat.» Zwar ist heute die Vielweiberei eigentlich am Aussterben, macht aber einer noch schlimmeren Ehesitte Platz, nämlich der sogenannten Sukzessivehe. Dazu muß man vorerst wissen, daß die Eheschließung in den islamischen Ländern kein religiöser Akt ist, sondern bloß ein sozialer Kontrakt. Die Eltern verkaufen ihre Töchter noch in vielen abgelegenen Gegenden für Geld oder Viehhabe, ohne daß die armen Mädchen um ihr Einverständnis gefragt werden.

Bei einem oberägyptischen Ausgrabungsfeld fiel mir einmal ein noch junger und dunkelhäutiger Nubier auf, der trotz seinem großen weißen Turban sein unsäglich trauriges Ge-

sicht nicht verbergen konnte. Ich ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein und erfuhr dabei, daß er hier das Amt eines Wärters versieht. Dann fragte ich ihn schonungsvoll nach seinem Kummer, worauf er mir sein Herz ausschüttete: «Ich war erst wenige Monate verheiratet, da kam ein reich gekleideter Mann, der meine Frau betörte und fortnahm. Als ich hier aufpaßte, daß nichts gestohlen wird, stahl er meine Frau. Jetzt kann ich zwei Jahre sparen, bis ich eine Kuh kaufen kann.»

«Eine Kuh?» rief ich entrüstet. Ich traute meinen Ohren nicht.

«Ja, eine Kuh, denn wenn ich keine Kuh habe, kann ich keine Frau einhandeln. Für ein junges Mädchen sollte ich sogar zwei Kühe aufreiben können.»

Man macht heute in den islamischen Staaten – ob sie selbständig sind oder unter weißer Vorherrschaft stehen – ein großes Wesen daraus, die sogenannte Kinderehe abgeschafft zu haben. Ich habe allen Grund zur Annahme, daß es sich da wieder einmal um tote Gesetzesbuchstaben handelt. Das Verbot, Mädchen unter fünfzehn Jahren zu verheiraten, wird ganz einfach dadurch umgangen, daß man ihnen ein höheres Alter andichtet. Das ist sehr leicht in Ländern, die nur ein lückenhaftes Zivilstandsregister aufweisen. Es ist nun einmal eine schwer auszurottende Unsitte, die Töchter möglichst jung «an den Mann zu bringen», weil sie dann am besten bezahlt werden.

Die Folgen dieser Barbarei sind bedenklich. Die blutjungen Mädchen altern frühzeitig, und das erweckt den Wunsch des Mannes nach einer neuen und unverbrauchten Arbeitskraft. Er braucht seiner Frau nur dreimal zu sagen: «Ich verstoße dich!» und schon darf er sie unbarmherzig mit ihren Kindern auf die Straße setzen. Verstößt er eine erste Frau, so nimmt er sich eine zweite, um sie nach einigen Jahren zugunsten einer dritten auch wieder zu verstoßen. Das ist die Sukzessivehe, aus der oft insgesamt über 20 Kinder hervorgehen. Warum gibt es so viele bettelnde Frauen und namentlich Kinder in den Städten des Orients? Nach meinen Beobachtungen ist dies weitgehend eine Folge der Sukzessivehe. Ich möchte aber betonen, daß in gesitteten Kreisen, wie etwa in den erwähnten Familien der kleinen Beamten auf dem Nildampfer, solche Bräuche nicht mehr denkbar sind. Aber in den wilden Bergregionen des Atlas oder der Kabylen sind sie nach wie vor fest eingewurzelt.



## Männer zwischen Ost und West

Nichts ist schwieriger, als alteingesessene Familientraditionen zu zerstören, auch wenn sie noch so unmenschlich sind. Da traf ich auf der Terrasse meines Hotels in Khartoum einige Male mit einem sudanesischen Advokaten zusammen, dem die englische Kleidung ebenso gut saß wie die englische Sprache. Er hieß Mohammed Mahgoub und war weit über die Grenzen seines Landes bekannt. Dies war im Jahre 1950, wie ich hinzusetzen muß, also in einer Zeit, da der Sudan noch nicht selbständig war und unter britisch-ägyptischer Gemeinschaftsherrschaft stand.

Mahgoub vertrat nun mir gegenüber verschiedene Male den Standpunkt, daß solche Reformen, die so tief in das Familienleben eingreifen, niemals von Briten oder Ägyptern durchgesetzt werden könnten, die man als Fremdlinge betrachte und denen man darum zum vorneherein böswillige Motive unterziehe. Wenn der Sudan einmal unabhängig sei, so ließe sich auch dieses Problem leichter lösen. Inzwischen ist der Sudan unabhängig geworden und Mahgoub Außenminister des souveränen Staates. Soviel ich weiß, ist dort trotzdem alles beim alten geblieben, und das wundert mich nicht. Obwohl ich mit Mahgoub auf sehr freundschaftlichem Fuße stand, mußte ich nämlich bemerken, daß nicht einmal er in seiner eigenen Familie die Widerstände gegen eine wahre Emanzipation der Frau zu überwinden vermochte. Es ist übrigens auffällig, daß zahlreiche modern eingestellte nordafrikanische Nationalistenführer europäische Frauen geheiratet haben.

Der tunesische Ministerpräsident Bourguiba gehört zu ihnen. Einer seiner Vertrauten gestand mir einmal, daß diese Vorliebe für Europäerinnen nichts mit der äußeren Erscheinung zu tun habe. Er wisse genau, daß es sich hierbei um eine «Flucht nach vorne» handle, um sich wenigstens die Konflikte in der eigenen Familie vom Leibe zu halten.

Sind diese Ehen zwischen Moslems und Europäerinnen glücklich? Gewöhnlich nicht, denn zumeist endigen sie eben doch damit, daß die Frau mehr oder weniger in ein fremdartiges Milieu hereingezwängt wird, in dem sie die gewohnte Selbständigkeit verliert, und daß sie nach kurzer Zeit sich wieder in ihren vertrauten Familienkreis zurücksehnt. Es gibt aber

Ausnahmefälle, so besonders dann, wenn der Moslem eine starke Position hat und sich eine Distanzierung von der eigenen Familie erlauben kann.



## Schwiegertochter und Hebamme

Wenn ich geschrieben habe, daß die Frau in den islamischen Ländern zu wenig Schutz genieße, so heißt dies natürlich nicht, daß sie sich notwendigerweise unglücklich fühle. Erstens kennt sie kein anderes Leben und zweitens gibt es unzählige Moslems, die ihre Gattin vorbildlich behandeln oder sogar verhätscheln. Es kann auch vorkommen, daß Frauen die Zügel in die Hand nehmen, wenn der Mann ein Schwächling ist. In der tunesischen Stadt Sousse lernte ich einmal eine solche Sippschaft kennen. Das Familienoberhaupt war ein Greis von über 80 Jahren, der eigentlich als ein wahrer Diktator hätte regieren können, denn es ist nicht selten, daß vor solchen Ältesten selbst die Söhne und Schwiegersöhne das Maul zu halten haben und in ihrer Gegenwart nicht rauchen und nicht essen dürfen. Hier führte aber eine bärbeißige Schwiegertochter von 50 Jahren das Regiment. Sie war altmodisch in ihrem Denken und in ihren orientalischen Überwürfen, aber offenbar eine sehr tüchtige Geschäftsfrau.

Ich habe ihre burschikose Sprache noch in den Ohren: «Diese Modernisierung! Haben wir den Quatsch nötig? Man sagt, wir Frauen hätten keine Rechte. Ha, ha. Wer tüchtiger ist, der setzt sich durch. Was nützt der Frau das Stimmrecht, wenn sie der Mann zu Hause verprügelt? Unsere Sippe besitzt über tausend Olivenbäume. Davon leben wir. Der gute Alte da ist ein Waschlappen. Die übrigen sind gut im Feld, aber sie können nicht auf zwei zählen. Ich führe das Geschäft und pfeife auf westliche Erziehung. Was habt ihr uns denn zu geben? Etwa das Saufen? Oder die Gangsterfilme?»

Diese Bekanntschaft verdankte ich dem inzwischen verstorbenen Schweizer Arzt Dr. Santschy, der anfangs des Jahrhunderts sich in Kairouan, der heiligen Stadt Tunesiens niederließ und von dem ich schon in der März-Nummer des Schweizer Spiegels berichtete. Auch er vertrat die Ansicht, daß die westliche Mentalität nur behutsam in diese orientalische Welt eingeführt werden dürfe. Vor allem müsse



sich der Europäer hüten, sich als Schulmeister und Besserwisser aufzudrängen. Dann fügte er hinzu: «Ich war der erste europäische Arzt in Kairouan und man betrachtete mich anfangs mit großem Mißtrauen. Wir dürfen eben nie vergessen, daß wir in den Augen der Moslems Ungläubige und fremde Herren sind. Als ich vor einer Geburt der Hebamme nahelegte, sie solle sich doch zuerst die Hände waschen, lachte sie mich aus und erwiderte, das mache man doch erst nach der Geburt. Ich fragte sie dann, ob sie auch schon etwas von Mikroben gehört habe, worauf sie meinte, wir sollten uns in Europa ja nicht etwa einbilden, diese Entdeckung stamme von uns. Schon im Koran sei die Rede von unsichtbaren kleinen Teufeln. Kurzum: Sie machte mir Opposition, wo sie konnte, und ließ sich erst im Laufe der Jahre durch meine ärztlichen Erfolge belehren. Man gewinnt diese Leute nicht durch Diskussionen, in denen sie nie um Ausreden und Spitzfindigkeiten verlegen sind, sondern nur durch eine frohgemute und unaufdringliche Tätigkeit.

Heute kann ich überall anklopfen und ich werde eingelassen, wo sonst kein Europäer hinkommt. Man empfängt mich mit der Rede-

wendung: „Du bist bei mir ein Muselman!“ und das ist die höchste Ehrenbezeugung vor einem Christen. Die Hebamme wäscht jetzt die Hände auch *vor* der Geburt.»



### Was macht man falsch?

In der Gegenwart von Doktor Santschy hatte ich stets das Gefühl, daß die Moslems sich ungezwungen und natürlich geben und frisch von der Leber weg sprechen. Die Frauen entschleierten sich vor ihm und erzählten ihren Familientratsch, als ob er zum Hause gehöre und ich gar nicht anwesend sei. Sobald ich aber ohne ihn den Versuch unternahm, mit diesen Leuten den Kontakt aufzunehmen, spürte ich ein Mißtrauen, das sich bei aller äußerlichen Höflichkeit bis zum Unbehagen steigern konnte. Ich hatte immer das Gefühl: Sie verstellen sich. Und wenn ich sie beobachtete, hatte ich das Gefühl, sie dächten das gleiche: *Ich* verstelle mich.

Woher kommt das? Im Unterschied zu uns Abendländern geht den Moslems fast durchwegs die Entdeckerfreude ab. Sie haben keine



sein. Lassen Sie sich von Ihrem Photohändler über das reichhaltige EUMIG-Programm ausführlich orientieren. Es wird Anfängern und routinierten Filmfreunden gerecht.

**filme+projiziere  
mit**

**eumig**

### Als lebendiges Familienalbum in natürlichen Farben

werden Ihre Kinder in späteren Jahren die Filme verehren, mit denen Sie heute alle einmaligen Ereignisse eines glücklichen Familienlebens für immer festhalten. Filmen ist leichter und interessanter als Photographieren. Mit der weltberühmten Qualitätskamera EUMIG C 3 R, 8 mm, deren «magisches Auge» Fehlbelichtungen ausschliesst, wird schon Ihr erster Film ein voller Erfolg



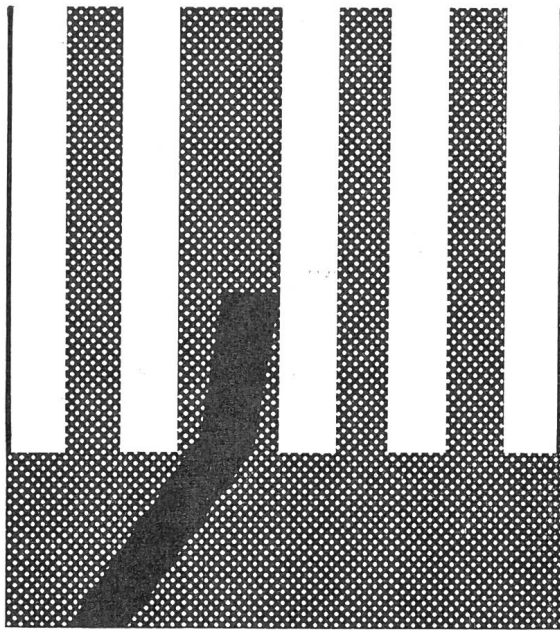
8 mm  
Aufnahme-  
Kamera C 3  
ohne  
Objektivrevolver  
**Fr. 542.50**

8 mm  
Aufnahme-  
Kamera C 3 R  
mit  
Objektivrevolver  
**Fr. 625.—**

16 mm  
Aufnahme-  
Kamera C 16  
**Fr. 1118.—**

Willi Huber

\* Kunz + Bachofner, Grütlistr. 44, Zürich



## Jeden Sechsten trifft ein Unfall...

... im Haus, bei der Arbeit, auf der Strasse, beim Sport – täglich, stündlich – sind auch Sie und Ihre Familie einem Unfall ausgesetzt.

Unsere neue «Einzel-Unfall» schützt Ihren Lebensstandard:

- modern -** ihre Leistungen entsprechen den Anforderungen unserer Zeit
- weltweit -** grosszügiger geographischer Geltungsbereich
- praktisch -** Autolenken, Skifahren, Mopedfahren sind neben Radfahren, Jagen, Reiten usw. automatisch eingeschlossen.

Unsere Mitarbeiter werden Sie gern unverbindlich beraten. Verlangen Sie bitte unseren neuen «Einzel-Unfall» Prospekt.

Waadt-Unfall, Place de Milan, Lausanne.

Jährliche Gewinnverteilung an unsere Versicherten.



**Waadt-  
Unfall**

Neugierde, fremde Menschen und Sitten kennen zu lernen oder gar zu versuchen, sich in eine andere Welt einzufühlen. Wenn ein noch so wohlmeinender Mann aus dem Westen es versucht, ihr Leben und ihre Ansichten zu erforschen, so wittern sie dahinter gleich irgendwelche verdächtigen Absichten.

Die Moslems sind auch insofern anders als wir, als sie – abgesehen von der kleinen gebildeten Elite – jeden Gedankenaustausch mit «Ungläubigen» ängstlich meiden. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ist auf die Lehre und auf die Vorschriften des Propheten gerichtet, die ja nicht nur die Religion, sondern auch Recht und Sitte umfassen. Man muß sich hüten, ihnen Belehrungen zu erteilen, wie es wohlmeinende Orientreisende so gerne tun, insbesondere die Schweizer, die immer gerne den Schulmeister hervorkehren.

Doktor Santschy meinte wiederholt: «Man darf bei den Moslems nie mit der Türe ins Haus fallen.»

Dies ist in der wörtlichen und in der übertragenen Bedeutung dieses Wortes richtig. Das Haus ist bei den Moslems eine weit abgeschlossener Privatsphäre als bei uns. Auch Männer, mit denen ich auf recht vertrautem Fuße stand, haben mich nie zu sich nach Hause eingeladen.

Wie reimt sich aber dies mit der so oft besungenen orientalischen Gastfreundschaft zusammen? Diese ist wohl in der Wüste in den offenen Zelten der Beduinen anzutreffen, doch hat sie in den Städten einen recht eigenartigen Charakter angenommen. Sie «funktioniert» eigentlich erst richtig gegenüber einem Fremdling, der schon keiner mehr ist, also gegenüber einem solchen, den man schon kennt.

Ich kam einmal nach Mitternacht mit einem Züglein in dem tunesischen Städtchen Sbeitla an und erkundigte mich dort bei zwei arabischen Nachtwächtern, die einzig noch in den ausgestorbenen Straßen aufzutreiben waren, nach dem Hotel, das in meinem Reiseführer angegeben war und auf das ich mich verlassen hatte. Dieses einzige Hotel existierte aber auch nicht mehr, worauf mir die Nachtwächter unter vielen Entschuldigungen kundtaten, sie hätten an sich schon bei sich eine Unterkunft für mich, aber es sei ihnen unmöglich, einen unerwarteten Gast zu dieser Stunde noch einzuführen.

Schließlich kam dem einen die glückliche Idee, ich könnte das Zimmer des Schullehrers

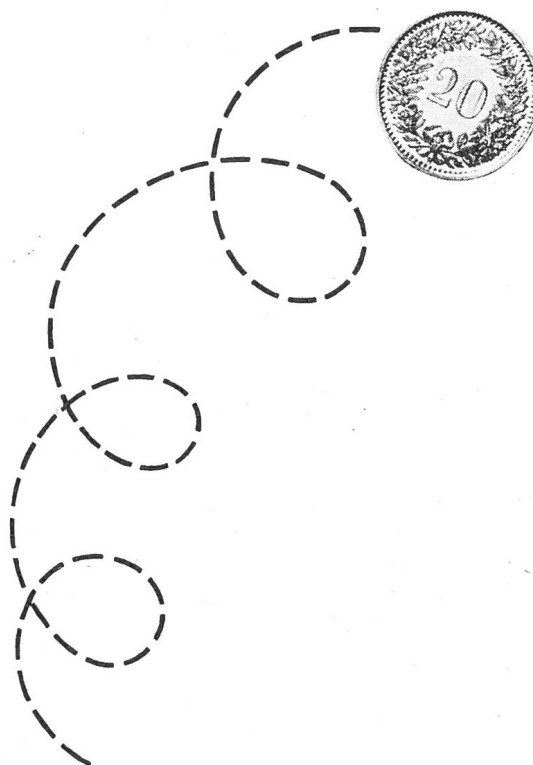
beziehen, der gerade in den Ferien weilte. Es handle sich zwar auch um einen Moslem, aber der sei ganz westlich eingestellt und eingerichtet. Seine alte Haushälterin sei an derartige Besuche gewöhnt. Ich mußte immerhin mit meinem Koffer in der respektablen Entfernung von etwa 200 Metern warten, bis sie die Dame aus ihrem kleinen Einfamilienhäuslein herausgeklopft hatten. Ich hörte dann, wie sie furchtbar schimpfte, und es dauerte eine gute halbe Stunde, bis mich die beiden holten. Als ich ihnen sagte, mir sei dies überaus peinlich, lachten sie bloß und bedeuteten mir, daß «die Alte» schreckliche Angst habe, das Zimmer sei zu einfach für mich und die Vorräte für eine anständige Mahlzeit reichten nicht aus. Dann gaben sie mir den guten Rat, ich solle ja nicht nach ihr forschen und am nächsten Morgen das Weite suchen, ohne etwas zu bezahlen, denn dies wäre eine Verletzung der Gastfreundschaft.

Ich sah also die alte Haushälterin nicht, aber als ich das Zimmer betrat, war da ein kaltes Buffet mit heißem Tee bereit, das etliche Gäste mit einem Wolfshunger nicht hinter sich gebracht hätten. Auf dem Nachttisch stand ein übergroßer Wecker, der, wie ich mich gleich überzeugte, einen Heidenspektakel vollführen konnte und erst noch ein schweizerisches Ursprungszeugnis trug. Ich konnte mir nun sehr wohl meinen unbekannten Gatsgeber, den Schullehrer, vorstellen. Wie so viele westlich angehauchte Moslems übertrieb er ganz gewiß mit den Segnungen unserer Zivilisation, als da sind: Pünktlichkeit und Pedanterie.



### Der Teppich als Mittler

Um das Vertrauen der Moslems zu gewinnen, braucht es oft wochenlang Zeit, die aber einem Zeitungsreporter wie mir nie zur Verfügung stehen und wohl auch den wenigsten Orientreisenden. Es gibt nur noch einen andern Weg: Man suche sich sofort einen Mittelsmann, der die Gabe hat, die stets fehlende psychologische Brücke zwischen West und Ost zu schlagen. In Kairouan hatte ich mit Doktor Santschy ein einmaliges Glück, das sich nicht wiederholt. Wie aber muß man es sonst anstellen, um diesen Mittelsmann zu finden? Ich versuchte einige Male, professionelle Fremdenführer hierfür zu gewinnen, also Araber, die in der Regel recht gut französisch, englisch oder



Kopf oder Zahl?

Nein! Überlassen Sie nichts dem Zufall! Wenn Sie ein Hemd wollen, das bestimmt nicht eingeht, dann achten Sie auf die «Sanfor»\*-Etikette.



\* Die Eigentümer der Schutzmarke «Sanfor» gestatten deren Gebrauch nur für Gewebe, die ihrem für Nichteingehen festgesetzten Standard, gemäss den durch ihren technischen Dienst fortlaufend überwachten Vorschriften, entsprechen.



Der Weg zu einem  
schönen Heim  
führt über *Simmen*  
ZÜRICH · BRUGG · LAUSANNE

MÖBEL  
STOFFE  
INNENAUSBAU

deutsch sprechen. Aber diese meist älteren Leute, die schon im ersten Weltkrieg irgendwie nach Europa verschlagen worden waren, wo sie Fremdsprachen lernten, sind heute nichts anderes mehr als Automaten. Sie erzählen tagtäglich auf den Ruinenfeldern von Karthago oder vor den Pyramiden bei Kairo den gleichen Vers und sind geistig äußerst träge geworden. Man spürt ihren Widerwillen schon, wenn man bloß eine außergewöhnliche Frage an sie richtet, die nicht in ihr Denkschema hineinpaßt.

Der beste Weg, um den so unentbehrlichen Mittelsmann zu finden, kostet einen Teppich – aber das lohnt sich! Ich möchte hier nur erzählen, wie ich in Tunis vorging, denn später wandte ich eigentlich immer den gleichen Trick an, mit dem ich da so guten Erfolg erzielte. Ich begab mich in die Souks, also in die Händlerstraßen, und schaute mich nach Teppichen um. Bei einem Verkäufer, der über eine große und qualitativ hochstehende Auswahl verfügte, erkundigte ich mich nach den Preisen. Ich ließ mir Zeit, um die einzelnen Stücke zu betrachten und allerlei Fragen zu stellen.

Sobald nun der Verkäufer bemerkte, daß ich mich offenbar in dem Teppichhandel einigermaßen auskenne und gar nicht so auf einen schnellen Abschluß des Geschäfts erpicht war wie die meisten Touristen, lud er mich zu einem Glas Tee im Hinterzimmer ein. Da sprachen wir gemütlich vom Wetter, den Eisenbahnen und andern unverbindlichen Dingen, bis ich ihm nach einer halben Stunde höflich zu verstehen gab, daß wir ja die Teppiche ganz vergessen hätten. Von neuem setzte eine umständliche Besichtigung des Lagers ein, und nach einigem Markten nannte er mir die «äußersten Preise». Sie waren vermutlich nicht übertrieben, aber ich klagte ihm mein Leid: «Ich bin ganz allein hier und finde keinen Kontakt mit den Orientalen. Und jetzt habe ich erst noch das Empfinden, daß Sie mir einen übersetzten Preis machen. Ich nehme Ihr Angebot dennoch an, aber helfen Sie mir doch bitte, ein wenig mit Ihrer Welt Fühlung zu nehmen.»

Ich legte ihm das Geld für den Teppich meiner Wahl auf den Tisch, worauf er in die Hände klatschte und sein Gehilfe erschien, dem er mein Anliegen erzählte. «Dieser faule Kerl soll sich nur einmal nützlich machen!» rief der Händler mit dröhnendem Lachen aus. Der Gehilfe aber, ein junger Mann, schien von



diesem Auftrag höchst beglückt zu sein. Er sprach ungefähr so schlecht französisch wie ich arabisch, aber das tat nichts zur Sache. Was nützt der beste Dolmetscher, wenn er die Gabe nicht besitzt, diplomatisch vorzugehen? Diese Teppichverkäufer wissen jedenfalls, mit den Fremden wie auch mit den eigenen Pappenheimern gewandt umzugehen. Und so wußte mich dieser «faule Kerl» mit rührendem Eifer überall einzuführen, wo ich es nur begehrte. Fünf Tage stand er mir jeden Abend zur Verfügung. Bei den lasterhaften Haschischrauchern und in den harmlosen Damenkränzchen, bei den Lumpensammlern und den bessern Kaufleuten pries er mich mit einer Zungenfertigkeit, die nicht bloß akrobatisch, sondern wirklich auch geistreich war. Ich war ganz einfach der Mann aus der Schweiz, dem man Auskunft geben *mußte*. Was er dabei über die moralische Hilfe der Schweiz für den Orient zusammenfaselte, darf ich allerdings hier nicht wiedergeben, weil sonst noch die Druckerschwärze rot vor Scham werden müßte.

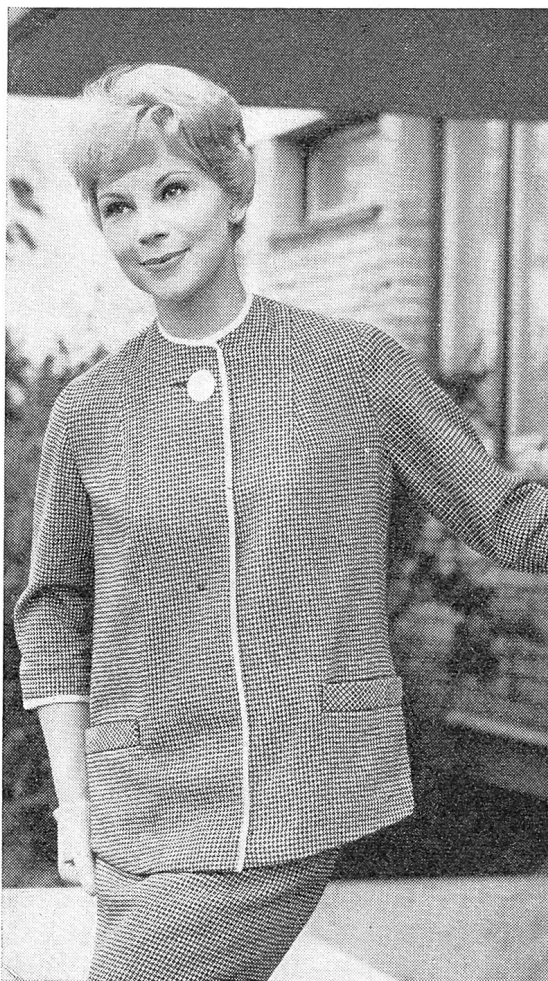
Dabei gab mir mein patenter Mittelsmann jeweils genaue Anweisungen über Höflichkeitsformeln, die lächerlich erscheinen, aber angesichts des vorherrschenden Aberglaubens genau zu beachten waren. Da darf man nie mit der Hand ins Gesicht fahren, weil dies den bösen Geist verrät, oder die Beine übereinanderschlagen, weil dies auf spätere Feindschaft hinweist. Diese Verhaltensmaßregeln wechseln von Ort zu Ort, aber es ist unbedingt nötig, daß man sie jeweils rechtzeitig auswendig lernt. Eine unbedachte Geste kann alles verderben!

Auf solchen Erkundungsfahrten mit derartigen Mittelsmännern erfuhr ich eigentlich erst, wie diese Moslems über uns denken. Darüber ließe sich ein Buch schreiben. Ich möchte bloß zum Schluß eine Meinung wiedergeben, auf die ich öfters gestoßen bin, weil sie mir aufschlußreich erscheint und weil sie meiner Ansicht nach zu wenig bekannt ist: «Vor dem Eindringen der Weißen verfügte einzig Allah über unser Schicksal. Kam Trockenheit und Hungersnot, so war dies eine Strafe Allahs, und wir sagten ‚Mektoub‘. Seitdem sich aber die Ungläubigen anmaßen, unser Schicksal zu meistern, sind sie auch für alles Elend verantwortlich, ja selbst dafür, wenn es zu wenig regnet oder zu heiß ist. Sie wollen es ja so. Wir aber warten auf den uns verkündeten Tag, wo Allah wieder unsere Erde regieren wird.»

## UMSTANDS-KLEIDER



Bild unten: Ein Beispiel aus vielen, Modell «Recital» modern und keckes Ensemble zu nur Fr. 118.—



Reiche Auswahl, tadellos in Schnitt und Stoff. Das erste Spezialhaus der Schweiz.

ALLES FÜR DIE  
**PREMA**  
WERDENDE MUTTER

**Zürich** Kappelergasse 13 Tel. 051/27 89 32  
(zwischen Parade und Fraumünsterpost)  
**Basel** Gerbergasse 16 Tel. 061/23 24 61  
**Bern** Zeughausgasse 12 Tel. 031/3 99 44

Depots in:

**Luzern:** Alpenstrasse 1 **St. Gallen:** Schmiedgasse 15  
**Genf:** 112 rue du Rhône **Glarus:** Hauptstrasse 29

Verlangen Sie unseren reich illustrierten **GRATIS-KATALOG!**  
Versand in die ganze Schweiz